

Zu einer Biographie über Karl Barth

Von Hans-Volker Hertrich

Hat Karl Barth noch Zukunft? Der Mann, der Zukunft eröffnet hat wie wenige in diesem Jahrhundert, ist zwar nicht in Vergessenheit geraten, aber doch merkwürdig rasch aus den Schlagzeilen der theologischen Auseinandersetzung verschwunden. Seine Bücher sind gegenwärtig kaum gefragt und noch weniger gelesen. Die 1971 mit viel Schwung in Angriff genommene Gesamtausgabe seiner Schriften (im Theologischen Verlag Zürich) ist, wie man hört, ins Stocken geraten, freilich auch aus ökonomischen Gründen. Es blieb dem Baseler Theologen nicht erspart, von der Höhe seines Ruhms langsam herabzusteigen. Daß man gut daran täte, sich von seinem Einfluß und seiner genialen Einseitigkeit zu lösen – dies wurde ihm noch zu Lebzeiten wiederholt mit zynischer Offenheit vorgehalten. Er trug es gelassen, wie er jedenfalls nach außen vieles getragen hat. Je älter er wurde, desto sokratisch milder, abgeklärter ist er geworden. Zum Streit war er nicht mehr herauszufordern. »Ich nehme es gewiß niemand übel, wenn er gegen meine Theologie ist. Was ist Theologie? Stückwerk ist sie«, hat er 1968 zu Albrecht Goes gesagt. Wie jeder, der Wesenhaftes zu leisten imstande war, wußte er um seinen Platz.

»Die Geschichte sind die lebendigen Menschen, die gerade, wenn sie gestorben sind, gerade weil ihr Werk dem guten Willen unserer Auffassungen und Deutungen wehrlos ausgeliefert ist, schon den Anspruch auf unsere Ritterlichkeit haben.« So hatte Karl Barth einst geschrieben (»Die protestantische Theologie im 19. Jahrhundert«, 1947, S. 8). Nun gehört er selber der Geschichte an, und auch um seine Anhänger, die »Barthianer«, ist es ruhig geworden. Ihre Wortführer zeichnete einst eine unerbittliche Fraktionsdisziplin aus, die sich auf die Kirchenpolitik, die Unversitätspolitik und die Verlagspolitik auswirkte.

1975, sieben Jahre nach seinem Tod, hat sein letzter Assistent Eberhard Busch Persönlichkeit, Leben und Werk Karl Barths »nach seinen Briefen und autobiographischen Texten« dargestellt. Das Buch ist geschrieben in liebevoller Verehrung. Der Autor hat die Hochachtung für seinen Lehrmeister bewahrt. Gleichwohl entgeht er der Gefahr, den Verehrten zum Abgott zu machen, wie es so manchem Biographen mit seinem Helden widerfährt. Er hat, soweit er selbst referiert, Karl Barth nüchtern gezeichnet, was dieser sich auch dringend ausgebeten hätte.

Man könnte dem Verfasser freilich zur Last legen, daß er ungewöhnlich breit zitiert und vergleichsweise wenig selbst berichtet hat. Demgegenüber meinen wir den Vorzug dieser Wiedergabe hervorheben zu müssen: daß so die unverwechselbare Gestalt Barth'schen Redens und Schreibens nahezu dokumentarisch festgehalten wurde. Das Gedächtnis an ihn ist in bemerkenswerter Weise wachgerufen: die Erinnerung an einen Mann, der auch angesichts einer kritischen Phase der Zeitgeschichte hellstichtig und tapfer die politischen und ideologischen Gefahren am Horizont auftauchen sah, sie zugleich unbestechlich beim Namen nannte und prophetischem Scharfsinn zu deuten verstand.

Karl Barth, 1886 in Basel als Professorensohn geboren, begann als Landpfarrer in dem Schweizer Industriedorf Safenwil. Als Student hatte er es erlebt, wie in den Jahren nach der Jahrhundertwende die Hohen Schulen der Nation vielfach nicht mehr den christlichen Glauben förderten, sondern diesem oftmals im Wege standen. Es mag sein, daß er im Rückblick nicht alle Motive zu werten vermochte, welche die Lehrer der damals herrschenden liberalen Theologie bewegten, etwa Adolf von Harnack in Berlin oder Wilhelm Hermann in Marburg, zu deren Füßen er einmal mit Zustimmung gesessen hatte. Aber angesichts der Konfrontation mit dem speziellen Pfarrerproblem der Verkündigung bemerkte er das Entscheidende: daß die liberale Theologie seiner Zeit, die »kulturprotestantische Gewissensreligion«, wie er sie verächtlich nannte, die Diener am Wort Gottes nicht für ihr Amt ausrüstete. Er müsse predigen, ohne dazu fähig zu sein, stellt er resignierend fest, weil man ihm auf der Universität nichts anderes als die berühmte »Ehrfurcht vor der Geschichte« beigebracht habe, einen Respekt, der einfach den Verzicht auf jedes ernsthafte Verstehen und Erklären bedeute. Er sah in der Predigt seiner Zeit nicht eigentlich Christus verkündigt, sondern den glaubenden Menschen expliziert. Und das dürfe in einer guten Predigt eben nicht geschehen.

Hinzu kamen soziale Spannungen in der Gemeinde. Der junge Safenwiler Pfarrer, häufig anderer Meinung und nicht gewillt, den üblichen Trott kirchlichen Betriebs mitzumachen, wird Zeuge wirtschaftlicher Not, beteiligt sich an Gewerkschaftsgründungen, gerät in Konflikt mit Fabrikanten, schließt sich, wiewohl bürgerlicher Herkunft, vorübergehend der Sozialdemokratie an, steht zeitweise den Religiösen Sozialisten nahe, gewinnt aber gerade angesichts der Bemühungen eines Blumhardt, Kutter und Ragaz die Erkenntnis, daß das wahre Reich Gottes sich radikal unterscheiden müsse von dem Zustand, den sowohl bürgerliche Kreise als auch sozialistische Agitatoren auf ihre Weise als erstrebenswert ansahen.

Die einflußreicheren, auch lautstärkeren Gruppen waren damals die ersteren. Sie gaben entschieden den Ton an, nicht zuletzt durch militaristisch-revanchistische Parolen. Mit diesem Geist hatte Barth gebrochen, nachdem das Manifest der deutschen Intellektuellen die Kriegspolitik Kaiser Wilhelms II. öffentlich unterstützt hatte. Zu seinem Schrecken entdeckte Barth unter den Befürwortern die Namen fast aller seiner ehemaligen Lehrer (mit der rühmlichen Ausnahme Martin Rades). Sein Weltbild zerbrach. Gleichzeitig wurde ihm deutlich: Gott ist nicht die Bestätigung des religiösen Individuums, sondern »das ganz Andere«, niemals menschlichen Bedürfnissen Angepaßte und Dienstbare.

Was stellt Barth der »Ehrfurcht vor der Geschichte« entgegen? An die Stelle einer Theologie des menschlichen Bewußtseins (im Sinne Schleiermachers) tritt die Theologie der göttlichen Offenbarung. Statt nach dem Menschen und seinem Nachdenken über Gott zu fragen, nimmt Barth seinen Ausgangspunkt bei Gott und seinem Urteil über den Menschen. Daraus ergibt sich für ihn: die einzige Aufgabe der Theologie ist das Wort Gottes.

Diesen Gedankengang hat Barth erstmals 1919 im »Römerbrief« entfaltet. Das Buch ist kein Kommentar im üblichen Sinn, eher ein prophetisches Werk. Der Autor sagt selbst, er sei lediglich von der Vorstellung ausgegangen, »daß Gott Gott ist«: einzigartig, unbegreiflich, jenseitig. »Gott ist im Himmel und du auf der Erde.« Diese Erkenntnis entnimmt Barth nicht nur dem Römerbrief des Paulus, sondern dem christlichen Zeugnis insgesamt.

Man hat diese Art und Weise, von Gott zu reden, »Theologie der Krisis« genannt, allerdings nicht deshalb, weil sie in die Zeit allgemeiner Krisenstimmung nach dem Ersten Weltkrieg fiel. Gemeint ist: jede Begegnung mit dem Wort Gottes führt zur Krisis, zum Gericht, zur Erschütterung — weil das Wort Calvins gilt: *finitum non capax infiniti*, das Begrenzte kann das Unbegrenzte nicht begreifen, die Zeit die Ewigkeit nicht fassen.

Aber wenn das so ist, wie läßt sich dann über Gottes Offenbarung reden? Wie kann das Unaussprechbare dennoch zum Ausdruck gebracht werden? Karl Barth und seine Freunde, allen voran lebenslang Eduard Thurneysen, in den Anfangsjahren auch Georg Merz, Friedrich Gogarten, Emil Brunner und Rudolf Bultmann, bringen die »dialektische« Methode in Ansatz: da direkte Aussagen über Gott unmöglich sind, die Wahrheit der Offenbarung sich mit *einem* Wort nicht formulieren läßt, geht es nur in These und Antithese. Von hieraus erklärt sich die Bezeichnung »Dialektische Theologie«, die freilich nicht von ihren Wort-

führen selber stammt, sondern ihnen, wie Barth im Nachhinein ironisch feststellt, »von irgendeinem Zuschauer angehängt« wurde.

Der Widerspruch gegen dergestalt neue Einsichten konnte nicht ausbleiben. Der greise Harnack gab seiner Sorge um die Zukunft der wissenschaftlichen Theologie Ausdruck. Für ihn wie für die ganze liberale Richtung seiner Generation ist christliche Offenbarung Teil der allgemeinen Kultur- und Geistesgeschichte. »Sollte es der Mühe wert gewesen sein, siebzig Jahre alt zu werden, wenn alle Weisheit der Welt nur Torheit ist vor Gott?« fragt er. Und: »Ich hätte nie gedacht, daß einmal eine Spekulation aufkommt, für die ich keine Antenne besitze.« Es kommt zu einem öffentlichen Briefwechsel zwischen Barth und seinem einstigen Lehrer; sie reden aneinander vorbei.

Aber es mußte wohl zuerst fast »unmenschlich« gesagt werden, das »Gott ist Gott«. In der »Kirchlichen Dogmatik«, jenem umfangreichen Werk von fast zehntausend Seiten, unvollendet, aber in sich geschlossen, folgt dann das Wort von Gottes Menschlichkeit, von der Zweistimmigkeit des göttlich-menschlichen Dialogs, von dem klar geschiedenen und doch unablässig korrespondierenden Divinum und Humanum. Der Autor geht nicht von einem allgemeinen Gottesbegriff aus; Ursprung und Ziel aller Gotteserkenntnis ist vielmehr die Person Jesu Christi. An diesem Namen vorbei gibt es keine Offenbarung und Verkündigung des Wortes Gottes. Theologie wird zur Christologie: Darstellung, Entwicklung und Erklärung dessen, was mit dem Ereignis Jesus Christus Wirklichkeit geworden ist.

Aber Barth beginnt, wenn er nach Christus fragt, nicht mit der Menschwerdung des Jesus von Nazareth, sondern gut reformiert mit seiner Präexistenz, also mit dem Sohn Gottes, der die zweite Person der Trinität ist. Christologisches Denken ist also immer zugleich trinitarisches Denken; Dogmatik eine Entfaltung des Credo, darum keine freie, sondern an den Raum der Kirche gebundene, nur dort sinnvolle und notwendige Wissenschaft.

Man hat gefragt: wie ist eine solche Arbeit, schon dem Umfang nach, heute möglich? Schuf hier ein zurückgezogen lebender Schreibtischgelehrter, versunken in mönchische Konzentration, dem realen Dasein entfremdet, ein wirklichkeitsfernes Monumentalwerk? Schon die Tatsache, daß der Professor in Göttingen, Münster, Bonn und Basel nicht nur akademischer Lehrer, sondern immer auch akademischer Prediger war, widerlegt solche Vermutung. Eberhard Busch zeichnet das Bild eines ungemein fleißigen, vitalen, mit Freund und Feind streitbar verkehrenden Mannes, der in der Welt der Geselligkeit so zu Hause ist wie in der gottesdienstlichen Gemeinde, dem »in omnibus« die Pfeife nicht aus-

geht und in dessen Arbeitszimmer die Bilder Calvins und Mozarts auf gleicher Höhe zu sehen sind. Wie Barth denn 1956 der 200. Geburtstag Mozarts wichtiger war als die zahlreichen Ehrungen, die er selbst in jenen Tagen zur Vollendung seines 70. Lebensjahres entgegengenommen hat.

Weniger Glück hatte Karl Barth mit seinen politischen Äußerungen. Man bezichtigte ihn des Selbstwiderspruchs, da er sich weigerte, sein klares Nein gegenüber dem Nationalsozialismus, das 1935 zu seiner Entlassung aus dem Bonner Hochschullehreramt führte, auch dem Sowjetkommunismus gegenüber zu wiederholen. Ohne mit dem Osten weltanschaulich zu sympathisieren, blieb ihm die westlich orientierte »Politik der Stärke« suspekt, vornehmlich ihre ideologische Rechtfertigung in der Ära Dulles-Adenauer. Die Strategie der Wiederaufrüstung verfolgte er mit Mißtrauen. Dies führte ihn zeitweilig in die Isolierung und kostete ihn Freunde, nicht zuletzt unter den deutschen Lutheranern. Wir sind heute in der Lage, manche seiner Anfragen besser zu würdigen als in den fünfziger Jahren. Gleichwohl muß gerade angesichts der Darlegungen Buschs bezweifelt werden, daß Barth seinen Gegnern immer gerecht geworden ist. Das gilt auch im Blick auf seinen verdienstvollen Beitrag im Kirchenkampf. Einer so integren Gestalt wie Fritz von Bodelschwingh hat er eigentlich nur Unrecht widerfahren lassen.

Unter den Bemühungen, die Barth die theologischen Zeitgenossen treiben sah, hat ihn Rudolf Bultmanns Entmythologisierung am meisten beschäftigt, weniger um ihrer konkreten Problematik willen als deshalb, weil dieses Programm ihm Anlaß gab, seine vor Jahrzehnten vollzogene Abgrenzung gegen Schleiermacher und seine Tradition neuer Prüfung und Klärung zu unterziehen. Barth ist Bultmann schließlich nicht gefolgt, seinem Ansatz nicht und erst recht nicht seinen Konsequenzen, unter denen ihm die Theologie (trotz aller Versicherungen des Gegenteils) erneut in die Umstrickung durch eine nichtchristliche Philosophie zu geraten schien. Er hat aber den Marburger Theologen sehr ernst genommen und seine exegetischen Arbeiten zu den großen wissenschaftlichen Leistungen dieser Zeit gerechnet. Moby Dick und einem Elefanten gleich — mit diesem Vergleich hat Barth selbst ihre Beziehung umschrieben — blieben sie einander in Zustimmung und Kritik freundschaftlich zugetan.

Ein besonderes Wort erfordert Barths Verhältnis zur katholischen Kirche. Den seltsamen Ruhm muß man ihm lassen: seit der Reformation hat kein evangelischer Theologe soviel Anerkennung und wache Beachtung im Katholizismus gefunden wie er. Führend waren hier die Arbeiten seines Baseler Kollegen und Freundes Hans Urs von Balthasar.

1957 legte Hans Küng seine Untersuchung »Rechtfertigung. Die Lehre Karl Barths und eine katholische Besinnung« vor, welche die kühne Behauptung nachzuweisen sucht, daß zwischen der »Kirchlichen Dogmatik« und dem rechtverstandenen Tridentinum, was die Frage der »Rechtfertigung« betrifft, kein nennenswerter Unterschied bestehe! »Ich gebe Ihnen gern und dankbar das Zeugnis«, schrieb Barth daraufhin an den Verfasser, »daß Sie alles Wesentliche . . . vollständig und korrekt dargestellt haben«. Im Folgenden ist sein Brief freilich nicht ohne Skepsis. Ob das, was er als katholische Lehre entfalte, die Lehre dieser Kirche tatsächlich sei, darüber müsse Küng sich, so meint Barth, mit den historisch und dogmatisch Versierten auf katholischer Seite auseinandersetzen.

Mit Freude und Dankbarkeit legt man die Biographie aus der Hand. Eberhard Busch gebührt Respekt und Anerkennung, nicht zuletzt für seinen Mut, das Werk herauszubringen in einer Zeit, die ihr Augenmerk, auch in Theologie und Kirche, weithin anderen Dingen zugewendet hat. Aber vielleicht war Karl Barth nie zeitgemäß, immer ein Fremdkörper in der geistigen Landschaft, in die er sich hineingestellt sah. Um diese lebendig werden zu lassen, hat der Verlag den »Lebenslauf« mit zahlreichen Bilddokumenten geschmückt. Das Buch ist dadurch sicherlich etwas teurer, aber auch sprechender geworden. Um es mit Gewinn zu lesen, muß man nicht Theologe sein; es geht vielmehr jeden an, weil sein Inhalt jedermanns Sache ist. Zwar ist Karl Barth gegenwärtig wenig gefragt. Das aber wird nicht immer so bleiben. Sein literarisches Lebenswerk, die »Kirchliche Dogmatik«, darf man gewiß und ohne auf Ablehnung zu stoßen, die bedeutendste geistige Leistung des Jahrhunderts nennen, etwa in der Art, wie man im Mittelalter von der »Summa« des Thomas von Aquino gesprochen hat.

Eberhard Busch: »Karl Barths Lebenslauf«. Nach seinen Briefen und autobiographischen Texten. Christian-Kaiser-Verlag München, 1975. 555 Seiten mit über 100 Abbildungen. DM 38,-.

Pastor Hans-Volker Hertrich, Hespenskamp 7, 3000 Hannover 21.